

religiösen Denker und Dichter Goethe mit Baumgartner und mir in überaus vielen, vielleicht sogar in den meisten und wichtigsten Fällen übereinstimmt.

A. Stockmann S. J.

Goethe / Der Mensch. Mit einem Anhang: Goethe / Der Dichter. Zum 100. Todestag Goethes am 22. März 1932. Eine Abwehrschrift gegen Goethe-Vergötterung von Gerhard Hildebrand. gr. 8° (175 S.) München 1932, im Selbstverlag des Verfassers (München, Postamt 43). M 2.85

Das aufschlußreiche Buch wird selbstverständlich im Lager der Goethe-Enthusiasten auf mehr oder weniger schroffen Widerspruch stoßen. Soweit es sich dabei um Ablehnung einiger etwas scharf textierter Behauptungen handelt oder um Berichtigung von gelegentlichen Versehen, wie sie in solchen Abwehrschriften sich leicht einstellen, wäre weiter nichts zu erinnern, und der Verfasser selbst (Hildebrand ist ein Pseudonym, hinter dem sich aber kein Jesuit verbirgt!) dürfte der letzte sein, rein sachliche Entgegnungen übel aufzunehmen. Wenn indes der Vorwurf einer gehässigen Gesinnung gegenüber Goethe erhoben werden sollte, so darf der Verfasser sich mit Fug und Recht die trefende Antwort zu eigen machen, die der Protestant D. Gerhard Kittel in der „Allg. Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung“ vom 16. März 1923 seinen Anklägern zurief: „Es handelt sich ja in solchen Nachweisungen gar nicht darum, zu schelten oder einen Großen in den Staub zu ziehen, sondern um die schlichte Feststellung eines Tatbestandes, ‚sine ira et studio‘. An diesem Tatbestand aber wird das ewige Gesetz der Menschheitsgeschichte erkennbar: daß der gekreuzigte Christus den Juden ein Ärgernis, den Griechen eine Torheit ist. Er ist es auch für Goethe: die Weltanschauung der Kreuzespredigt ist in der Tat eine der seinen zu allen Zeiten seines Lebens entgegengesetzte und wesensfremde, — trotz des Geschreies derer, die meinen, seine Gralshüter sein zu müssen, und doch gut täten, ihren Meister zuerst einmal zu kennen und zu verstehen, ehe sie ihre Aufregung in die Welt posaunen.“

A. Stockmann S. J.

Stimmen der Zeit. 122. 6.

Goethe als Physiker. Ein Weg zum unbekannten Goethe. Von Martin Gebhardt. gr. 8° (VIII u. 163 S.) Mit 3 Farbtafeln, 4 Kunstdrucktafeln und 16 Textfiguren. Berlin 1932, G. Grote. Kart. M 5.20, in Leinen M 5.80

Nicht an den Fachphysiker, sondern an den gebildeten Laien, der noch etwas von der Physik weiß, die er auf der Schule gelernt hat, will Gebhardt sich wenden. Der Leser soll in die Gedächtniswelt des Forschers Goethe eingeführt werden. Die Farbenlehre war bekanntlich das Hauptgebiet, auf dem Goethe sich viele Jahre mit rastlosem Eifer betätigte. Für ihn war das Auge die vornehmste Quelle aller Erkenntnis. Seine Künstlernatur empfand die Schönheit farbiger Meisterwerke, die er ganz besonders während seines Aufenthalts in Italien sehr eingehend studierte. Nur von einem Punkte vermochte er sich nicht die geringste Rechenschaft zu geben: „es war das Kolorit“. Da sein Wissensdurst durch Befragen von Fachleuten und aus Büchern nicht gestillt werden konnte, reifte immer mehr in ihm der Entschluß, selbständig an das Problem heranzutreten und Farbenforscher zu werden. Im Sommer 1788 kehrte Goethe nach Weimar zurück. Bereits im Jahre 1791 erschien im Verlag des Industrie-Comptoirs zu Weimar ein Büchlein mit dem Titel: „J. W. von Goethe, Beiträge zur Optik, Erstes Stück mit XXVI Tafeln.“ Im folgenden Jahre erschien in demselben Verlag ein „Zweites Stück mit einer großen kolorierten Tafel und einem Kupfer“. Nahezu 20 Jahre später erschien in zwei starken Oktavbänden das Hauptwerk Goethes auf dem Gebiete der Physik: „Zur Farbenlehre.“ Dazu gehörte ein schmaler dritter Band: „Sechzehn Tafeln mit Erklärungen zu Goethes Farbenlehre.“

Goethe unterscheidet zwischen physiologischen, physischen und chemischen Farben. Er bemüht sich, in seiner Darstellung allen drei gerecht zu werden. Aber die ureigenste Farbe Goethes ist die physiologische, die uns durch den Bau unseres Sehorgans vermittelt wird. Er haßte die Experimente, auch wenn er sie notgedrungen selbst anstellte. Er nennt sie „ein Kreuz, an das der einfache Menschensinn geschlagen wird“, er nennt sie das größte Unheil in

der Physik. Nach seiner Ansicht ist der Mensch mit gesunden Sinnen der größte und genaueste physikalische Apparat. Auch die Mathematik in der Naturwissenschaft lehnt er ab. Als vorzüglichste Quelle der Erkenntnis nimmt er das an, was er „aperçu“ nennt. Das ist etwas wie eine innere Offenbarung, eine innere Schau. Diese Anschauung paßt ganz in Goethes pantheistische Weltanschauung und entspricht seiner dichterischen Natur. Auf dem Gebiete der physikalischen Optik hat Goethe entschieden Mißerfolg gehabt. Seine Ansichten wurden zu seinen Lebzeiten und werden auch heute noch von den Physikern abgelehnt. Jedoch auf dem Gebiete der physiologischen Optik hat er wahrhaft Großes von bleibendem Werte geleistet. Neben manchem Bekanntem hat er eine Fülle neuer Gedanken und Tatsachen gebracht, die zum Teil bahnbrechend für die Lehre von den Gesichtsempfindungen geworden sind.

Auch den andern Gebieten der Physik brachte der geniale Mann lebhaftes Interesse entgegen. Erwähnt sei nur noch die Meteorologie. Im Jahre 1825 veröffentlichte der Sechundsiebzigjährige eine zusammenfassende Arbeit, die er überschrieb: „Versuch einer Witterungslehre.“ Als Staatsminister in Weimar richtete er zahlreiche meteorologische Beobachtungsstationen in Thüringen ein, deren Dienst er selbst organisierte.

Gebhardt hat es verstanden, den großen Stoff übersichtlich und leicht lesbar zu gestalten. Sein ganzes Streben ging auf Wahrheit. Auch da, wo Goethe gefehlt hat, wird nicht beschönigt, sondern wahrheitsgetreu berichtet. Diese Liebe des Verfassers zur Wahrheit kommt besonders schön zum Ausdruck bei der Darstellung der unglücklichen Polemik Goethes gegen Newton. Die Größe Goethes wird dadurch nicht einseitig herabgesetzt, Licht und Schatten werden nur richtig verteilt. Am Physiker Goethe bleiben noch recht viele Lichtseiten übrig. A. Steichen S. J.

Glaubens- und Sittenlehre

Unser Glaube. Einführung in die Geisteswelt des katholischen Dogmas für gebildete Laien. Von Robert

Linhardt. 8^o (VIII u. 350 S.) Freiburg 1931, Herder. M 4.60, geb. M 6.20

Eine Laiendogmatik in gedrängtester Form, aufgeschlossen, geistvoll und sprachlich gepflegt, in theologisch streng gebundener Marschroute, die des Verfassers eigentlichstes Können — Gestaltung des religiösen Essays — vor neue Aufgaben stellte. Der Versuch ist gelungen, und der gebildete Laie wird sich gern durch dieses ganz auf ihn abgestimmte Kompendium einführen lassen in die Welt der Glaubensgeheimnisse: Gott, Schöpfung, Erlösung, Gnade. Dem Theologen bleibt nur ein Wunsch, und er soll ausgesprochen werden, gerade weil es sich um ein Laienbuch handelt: letzte sachliche und sprachliche Klarheit in der Formulierung der Lehre. Punkte, wo diese, ich möchte sagen diamantene Helle mangelt, sind z. B. die Lehre von den verschiedenen status naturae (besonders vom Zustand der „bloßen“ Natur, 161 f.) und von der Erbsünde (177 f.), die nur dann dem Verständnis nahegebracht werden kann, wenn sie als ursächlich verschuldetes Fehlen des von Gott positiv gewollten Sollstandes menschlicher Natur erfaßt wird („peccatum“ naturae, sc. elevatae); ferner das Wesen der Zustandsgnade als wirkliche, gediegene physis, als neue Schöpfung, der die Umschreibungen S. 297 (und 163) nicht voll gerecht werden; der Wesensunterschied zwischen Zustands- und Hilfsgnade (in den diesbezüglichen Partien fließt ihre Beschreibung immer wieder ineinander über); die präzise Fassung der „hinreichenden“ Gnade im Gegensatz zur „wirksamen“, was den Widerspruch zwischen Gottes Nichthelfenwollen (176) und seinem Helfenwollen kraft des allgemeinen Heilswillens (312) beseitigt. Unkorrekt ist der Satz: „Der Gottmensch ist das erste Geschöpf des Vaters, das erstgeborene Kind der Gnade“ (219). Daß der allerletzte Grund für Gottes Gnadewahl in seinem eigensten freien Entschluß liegt, ist für den Molinismus ebenso ausgemacht wie für den Thomismus, die Bemerkung S. 61 also nicht recht verständlich. Die Stellungnahme zur Deszendenztheorie ist nicht sehr glücklich gefaßt (155). Der Beweis für die Ewigkeit der Hölle aus Matth. 25, 46 (377) erhält seine volle Wucht aus der Parallele zum „ewigen“ Leben im glei-